

Des Junggesellen Weihnachtsabend

Autor(en): **Budde, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **6 (1902-1903)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des Junggesellen Weihnachtsabend.

Von L. B u d d e.

(Nachdruck verboten.)

Vielversprechend begann sein Weihnachtsabend nicht.

Er war ein schon recht ällicher Junggeselle, nahe an den Sechzigen. Er war auch im Besitz gewisser kleiner Eigenheiten, die man gewohnt ist, als besondere Vorrechte jener Klasse unsrer Mitmenschen zu betrachten, obgleich man weiß, daß die meisten unter uns ihren Teil davon bekommen haben: mitunter konnte er ein wenig mürrisch sein, mitunter ein wenig eigen, mitunter ein wenig geneigt, die Dinge von der düstersten Seite zu betrachten — und das macht die Dinge gar nicht angenehmer.

Bei Einbruch der Dunkelheit, als der kurze Wintertag sich allmählich dem langen Winterabend zuneigte, trat er in seine Stube, wo eben erst eingeheizt worden, und wo es folglich noch ziemlich kalt war, wo es ein wenig rauchte, und wo der Zugwind hindurchfuhr, so daß die Knochen eines Totengerippes (denn unser Junggeselle war ein gelehrter und geschickter Arzt, und seine Stube war von solchen Dingen angefüllt) dann und wann die Geduld zu verlieren schienen und anfangen, vor Aerger über die Störung zu klappern. Darüber wurde auch er ärgerlich, und das machte die Sache geradezu unangenehm. Aber es war auch noch viel andres, was dem guten Doktor wider den Strich lief.

Es war Weihnachtsabend, und Dr. Pinneberg — so hieß er — hatte einen kleinen Spaziergang gemacht und die Gelegenheit benutzt, etliche seiner Kranken, die in der Nähe wohnten, zu besuchen. Weihnachten schien fast wie Arznei auf sie gewirkt zu haben, denn sie befanden sich alle in der Besserung, und so weit war ja alles gut. Aber überall hatte er aus den warmen, behaglichen Zimmern, aus den strahlenden Kerzen und den freundlichen Gesichtern erwartungsvolle Freude leuchten sehen, und dann hatte er an seine eigene einsame Stube gedacht, wo nichts von dem Zauber des heiligen Abends zu finden war. Niemand dachte daran, ihm eine kleine oder eine große Freude zu bereiten, ihm ein freundliches Gesicht zu machen, um das seinige aufzuklären, obgleich er dessen wirklich sehr bedurfte — und solche Gedanken sind sehr geeignet, einem alten Junggesellen graue Haare wachsen zu lassen, vorausgesetzt, daß ihm denn überhaupt noch welche wachsen, und er keine Perrücke trägt.

Er war beim Pfarrer gewesen, dessen Frau die schwere Krankheit jetzt ganz überstanden hatte, und die damit beschäftigt gewesen war, den Christbaum zu schmücken, so frisch und gesund wie nur je. Aufrichtig war der Dank des Pfarrers gewesen und herzlich sein Händedruck, aber das fröhliche Lachen der Kinder, das dem Doktor auf der Treppe entgegengeklungen war, war plötzlich verstummt, als er eintrat; und sie hatten sich in einen Winkel verkrochen, um von dort aus mit scheuen Blicken und verduhten Gesichtern den ernstesten Doktor verstohlen zu betrachten. Und es ärgerte ihn, daß die dummen Dinger sich vor

ihm, wie vor einem Popanz, verkrochen, während sie doch vielleicht zum Teil ihm das Leben ihrer Mutter zu danken hatten, die jetzt so liebevoll um ihre Weihnachtsfreude bemüht war. Daher erwiderte er den Dank und den warmen Händedruck des Pfarrers mit einem sauren Gesicht und ging seiner Wege.

Er war beim Großkaufmann gewesen und hatte dessen alte Tante besucht, der es jetzt viel besser ging, und die ihn mit heiterem Gesicht empfing. Zur Feier des Tages war sie heut in die Wohnstube hinuntergekommen und saß nun in ihrem Lehnstuhl so warm eingehüllt, wie ein krankes Hühnchen, das man, in Wolle eingewickelt, in einen Topf gesteckt hat. Und um sie her standen die jugendlichen Töchter des Großkaufmanns; der Doktor hatte sich steif vor ihnen verbeugt — „wie ein Birnbaum im Sturm“, hatte später die jüngste von ihnen gesagt —, und sie hatten sich wieder steif vor dem Doktor verneigt, aber mit einem schelmischen Lächeln, das sie dadurch zu verbergen suchten, daß sie sich über die alte Tante beugten und ihr um die Wette die Wangen streichelten und sie küßten. Und das ärgerte ihn entsetzlich; denn was hatte die Tante getan, daß sie gestreichelt und geküßt zu werden brauchte, während man über ihn lachte? War sie denn nicht ebenso gut eine alte Jungfer, wie er ein alter Junggeselle, und warum sollte gerade er der einzige sein, dem an diesem heiligen Abend eine Freude zu bereiten niemand einfiel?

Er war die Straße entlang gegangen, in diese ärgerlichen Betrachtungen so sehr vertieft, daß er nicht bemerkte, daß das Brett, das über einer Gasse lag, zu Ende war, und er so mitten in die Gasse fiel, und das ist für einen Junggesellen gegen die Sechzig ebenso unangenehm, wie für jeden andern, besonders wenn er auf Zierlichkeit hält, was mit unserm Doktor Pinneberg in hohem Grade der Fall war. Daher schalt er den dummen Magistrat, der die Bretter über den Rinnsteinen nicht so lang gemacht habe, wie ein Doktor sie zu beschreiten wünschte, und war fuchswild.

Als er seine Wohnung erreichte, saß da in der Haustür ein ganz kleines zerlumptes Mädchen; sie stand auf und streckte die Hand aus, als wolle sie um ein Almosen bitten; aber der Doktor, der sonst gar kein hartherziger Mann war, stürmte so grimmig an der Kleinen vorüber, daß er gegen sie anstieß. Fast war es ihm, als habe er sie hinfallen und einen Schrei ausstoßen hören; aber er achtete nicht darauf, und das war gar nicht nett, besonders nicht an diesem heiligen Abend. Aber wenn wir ein wenig ärgerlich sind, dann kann es auch wohl andern als unserm Doktor passieren, daß die es entgelten müssen, die es am allerwenigsten sollten, weil sie vorher schon genug zu tragen haben. Und dann trat er in sein oben beschriebenes Zimmer, so ärgerlich und so verdrießlich, daß er nicht einmal Licht anzünden mochte, sondern sich aufs Sofa warf, in dem Gefühl, ein in seinem Rechte beeinträchtigter und gemißhandelter Mann zu sein, dem eine Freude zu machen keinem Menschen einfiel. Aber in dem besten Winkel seines guten Herzens tauchte inmitten seines Mergers nach und nach eine reuevolle Erinnerung auf an das zerlumpete kleine Mädchen, gegen

das er hart gewesen war. Und wie er sich auch anstellte, konnte er diesen Gedanken nicht wieder los werden.

Nach und nach machte eine große Müdigkeit sich bei ihm geltend, seine Gedanken verwirrten sich, und seine Augenlieder fielen zu. Da war es ihm im Traume, als wenn jemand an die Thür klopfte, aber so leise und so geisterhaft, daß ihm ganz wunderbar dabei zu Mute wurde. Und das Dunkel verschwand vor seinem Geiste —, es wurde licht um ihn her, und eine geheimnisvolle Stimme flüsterte ihm ins Ohr: „Du Kleingläubiger, siehe und höre!“

Und als er im Traum aufblickte, war er im Zimmer des Pfarrers, wo der Christbaum, den der Pfarrer mit seiner Frau und seinen Kindern umstanden, strahlende Helle verbreitete. Weiche Kinderstimmen sangen das Weihnachtslied dessen er sich aus seiner eigenen Kindheit noch sehr wohl erinnerte:

„Vom Himmel kam der Engel Schar,
Erschien den Hirten offenbar;
Sie sagten ih'n: ein Kindlein zart,
Das liegt dort in der Krippen hart,
Zu Bethlehem, in Davids Stadt,
Wie Micha das verkündet hat;
Es ist der Herr Jesus Christ,
Der euer aller Heiland ist.“

„Hast du mit kindlichem Sinn an der Krippe gekniet und dort deine Weihnachtsfreude gesucht?“ fragte die geheimnisvolle Stimme, und der Doktor senkte das Haupt und schwieg.

„Uns allen frohe Weihnachten, Kinder!“ sagte der Pfarrer und blickte bewegt auf seine Lieben. „Und Gott Lob und Dank, daß wir die Mutter heut abend wieder frisch und munter unter uns haben. Daher wollen wir in unsrer Freude auch nicht vergessen, was der gute Doktor uns in den schweren Tagen gewesen ist. Gott segne ihn dafür und schenke ihm ein frohes Weihnachtsfest!“

Die mißmutige Stimmung des Doktors begann bei diesen Worten zu weichen. Als er sich aber umsah, saß er wieder in seiner einsamen Stube und starrte verwirrt ins Dunkel. Und wieder rührte der Traumengel seine Augen an, wieder war es ihm, als werde leise an seine Thür geklopft, und wieder sprach die geheimnisvolle Stimme zu ihm:

„Du Liebloser, siehe und höre!“

Es ward wieder hell um ihn her, und er befand sich im Zimmer⁷/₂ des Großkaufmanns. Die alte Tante saß in ihrem Lehnstuhl, und ihre Mienen waren gespannt, so oft eines ihrer kleinen Geschenke zum Vorschein kam, und ihr Gesicht strahlte, wenn sie sah, daß die Gabe Freude bereitete. Sie wurde geküßt und geliebt für jede der kleinen Arbeiten, die sie trotz Krankheit und Schmerzen angefertigt hatte, weil die Liebe sie dazu drängte.

„Höre Tantchen!“ sagte die jüngste der lachlustigen Töchter des Großhändlers. „Du errätst nicht, an wen ich voll Dankbarkeit denke: an den sauren Doktor Pinneberg, und wäre er hier, dann glaube ich, ich würde ihn küssen,

weil er so viel dazu beigetragen hat, daß unsre liebe, gute Tante heut abend in unsrer Mitte sein kann.“

„Der Aermste!“ erwiderte sanft die Tante. „Er ist so allein und hat niemand, den er an diesem Abend erfreuen könnte. Und was ist Weihnachten ohne solche Freude?“

„Hast du daran gedacht? War dein Sinnen und Trachten darauf [gerichtet, einem jeden, den du auf deinem Wege begegnetest, eine kleine Freude zu bereiten, wenn es in deiner Macht stünde?“ flüsterte die Stimme, und dann kehrte der Gedanke an das arme kleine Mädchen zurück und legte sich dem Doktor so schwer aufs Herz, daß er förmlich stöhnen mußte — und dann saß er wieder allein in seiner Stube. Aber die wenigen Minuten hatten hingereicht, viele Gedanken in ihm hervorzurufen.

„Ich war selbstsüchtig“, sagte er traurig, indem er sich erhob. Ich sah nur auf mich selbst und meine eigne Freude, und daher wurde das Licht mir zur Finsternis, wo ich es traf, und daher wandte ich mich hart und lieblos von dem armen Kinde ab, das mir die Hand bittend entgegenstreckte. Ob die Kleine wirklich hingefallen ist, und ob sie sich wehe getan hat? Ein freundliches Wort und eine kleine Gabe wäre für mich doch ein geringes gewesen, und, Gott weiß es, für sie wäre es vielleicht viel gewesen.“

Zum drittenmal klopfte es an die Thür, und diesmal so deutlich wirklich, daß es nicht mißzuverstehen war. Auf das Herein des Doktors wurde die Thür geöffnet, und eine kindliche Stimme drang schüchtern durchs Dunkel und fragte, ob der Doktor hier wohne.

„Ja wohl, aber warte ein wenig, mein Kind“, erwiderte der Doktor freundlich. In dem kindlichen Klang der Stimme war etwas, das mit den Gedanken, die ihm eben erst gekommen waren, sehr in Einklang stand und ihn noch sanfter stimmte; und als er Licht gemacht hatte, stand ein armes kleines Geschöpf vor ihm, das ihn lebhaft an das erinnerte, das ihm eben erst so schwer in den Gedanken gelegen hatte. Freundlich nahm er die Kleine bei der Hand, um sie näher ans Licht heran zu ziehen; aber mit einem leisen Aufschrei zog das Kind die Hand an sich und erzählte unter Tränen, daß jemand sie im Dunkeln angestoßen habe, so daß sie auf den glatten Steinen ausgerutscht sei und sich am Arm wehe getan habe. Ein Vorübergehender habe ihr gesagt, daß hier ein Doktor wohne, und darum habe sie so lange draußen gestanden und geklopft.

„Das ist mein eigenes Werk, mein Tun am heiligen Christabend“, dachte der Doktor, und die Tränen des Kindes brannten ihm heißer auf der Seele, als man es einem hartgesottenen alten Doktor, der von solchen Dingen so viel gesehen hatte, hätte zutrauen sollen. Aber er war froh, daß die Kleine gerade zu ihm gekommen war, seine fachmäßige Kaltblütigkeit trug bald den Sieg über seine Gefühle davon, und er machte sich ruhig daran, den Arm zu untersuchen. Die Kleine erschraf nicht wenig, als der Doktor seine Instrumente zur Hand

nahm; aber als er sie bat, nur ruhig zu sein und sich darauf zu verlassen, daß er ihr kein Leid zufügen wolle, hatte seine Stimme einen so ruhigen und zugleich liebevollen Klang, daß das Kind vertrauensvoll zu ihm aufblickte und sich geduldig aufs Sofa legte, sich seiner Fürsorge gänzlich überlassend. Und die freundlichen Gefühle für das kleine Mädchen, mit denen er seine Arbeit begonnen hatte, wurden nicht geringer, als er sah, daß sie mit wahren Heldennut die schmerzliche Behandlung aushielt, der Arm war nämlich gebrochen und schon angeschwollen —, denn Standhaftigkeit unter solchen Verhältnissen hat immer einen besondern Anspruch an das Herz eines Arztes. Dicke Tränen rollten ihr über die Wangen, aber sie sagte nichts, bis alles vorüber und der Arm verbunden war.

„Es ist gut, daß du jetzt fertig bist, denn es tat sehr weh“, schluchzte sie, ihre Augen mit der gesunden Hand trocknend.

„So? Aber, nicht wahr, jetzt tut es nicht mehr weh?“ fragte der Doktor, indem er sich neben sie setzte und ihr liebevoll das Haar aus der Stirn strich. Es war lange her, seitdem sein Auge so freundlich auf einem Kindergezicht geruht hatte, und mit einem ihm ganz fremden Gefühl der Freude sah er, daß das Gesicht hübsch war und den Stempel kindlicher Unschuld trug.

„Jetzt mußt du dich hinlegen und ein wenig ruhen“, fuhr er fort. „Und dann mußt du mir erzählen, wie du heißest.“

„Marie“, lautete die Antwort.

„Nun, und wo wohnt denn dein Vater, Marie?“

„Ich habe keinen mehr“, erwiderte die Kleine kopfschüttelnd.

„Keinen Vater, — aber dann hast du wohl eine Mutter?“

Das Kind sah ihn an und erwiderte nachdenklich:

„Ja — a; aber sie ist nicht meine richtige Mutter, sagen die Leute.“

„Schickt sie dich manchmal aus mit der Weisung zu betteln, Marie?“ fragte er, indem er der Kleinen gleichsam beschützend die Hand aufs Haupt legte. Wieder zögerte sie einen Augenblick, schlug dann die Augen nieder und flüsterte ein leises Ja, als ob sie recht wohl wisse, daß dies nicht so ganz in der Ordnung sei.

„Aber ich kann nichts dafür“, flüsterte sie entschuldigend. In dem Herzen des Doctors ließ sich eine Stimme vernehmen, die ihm von einem gewissen jemand erzählte, der sich eben erst gemißhandelt und in seinem Recht beeinträchtigt gefühlt hatte, und ihn dann hieß, einen Blick zu werfen auf Hunderte von unschuldigen Geschöpfen, wie dieses kleine Mädchen; er brauchte sie nicht erst zu suchen, denn es gab deren genug auf den Straßen und Gassen der großen Stadt. Und die Widerwärtigkeiten seines Weihnachtsabends schrumpften ganz auffallend zusammen und erschienen ihm halbwegs lächerlich. Marie blickte, die Augen voller Tränen, zu ihm auf und fragte angstvoll: „Bist du mir böse, weil ich gebettelt habe?“

„Nein, gar nicht, Marie“, beeilte sich der Doktor zu sagen. „Aber jetzt sage mir, glaubst du, daß deine Mutter sich nach dir sehnen würde, wenn ich dich ein wenig hier behielte?“

Das glaubte Marie gar nicht, denn ihre Mutter war ausgegangen, und das Kind wußte nicht, wann sie wieder nach Hause kommen würde.

„Nun wohl“, fuhr der Doktor fort, dann sollst du heut abend bei mir bleiben und Weihnachten mit mir feiern, wenn du Lust dazu hast. Glaubst du, daß es angeht?“

„Ja, aber — woher kriegen wir etwas zu essen? Das ist das Schlimmste“, erwiderte Marie und sah nachdenklich zu ihm auf.

„O, das wird sich schon machen, Marie. Was möchtest du zum Beispiel gern essen?“

Das war eine Gewissensfrage, die reiflich überlegt sein wollte.

„Glaubst du, wir könnten Milchreis und Pfannkuchen bekommen?“ fragte sie endlich gespannt und zweifelnd.

„Wir können es ja versuchen“, erwiderte der Doktor, der, ohne über den Grund nachzudenken, ein ebenso großes Interesse an der ganzen Verhandlung an den Tag legte, wie Marie. Er schellte, seine Haushälterin trat ein und mit ihr wurde die Frage erörtert und zur Zufriedenheit aller Beteiligten entschieden, das heißt der Haushälterin vielleicht ausgenommen, die ihre neugierigen Augen nicht von dem zerlumpten kleinen Mädchen losreißen konnte, das auf dem Sofa lag und den Verhandlungen mit so außerordentlichem Interesse gefolgt war.

„Aber“, fragte Marie, als dieser wichtige Punkt zur Zufriedenheit geordnet zu sein schien, „was ist das für ein häßlich Ding, das du dort in dem Winkel stehen hast?“

„Es ist ein Mensch, der gestorben ist“, erwiderte der Doktor. „Und so werden du und ich und alle Menschen einmal aussehen, Marie. Wir alle müssen einmal sterben.“

„Warum müssen wir sterben?“ fragte Marie.

Der Doktor kratzte sich hinterm Ohr, denn er fühlte, daß er sich unbesonnener Weise auf ein schwieriges Thema eingelassen habe. Hätte er Studenten der Medizin vor sich gehabt, er hätte sich ohne Bedenken daran gemacht, ihnen auseinander zu setzen, daß es eine vernunftmäßige Folge der vernunftmäßigen Gesetze des menschlichen Körpers sei, aber hier würde eine solche Erklärung sich offenbar als nicht ausreichend erwiesen haben. Dem Kind gegenüber gab es nicht anderes, wozu er seine Zuflucht hätte nehmen können, als seinen halb vergessenen Kinderglauben. Daher setzte er sich wieder an ihre Seite, nahm die Hand der Kleinen in die seinige und fragte: „Lust du immer das, was du weißt, daß du es tun sollst?“

Nein, Marie mußte gesenkten Blickes zugeben, daß sie das nicht tue.

„Nun wohl, Marie“, fuhr der Doktor fort, „so geht es allen Menschen. Es vergeht kein Tag, ohne daß wir sündigen und dem zuwiderhandeln, was — wie wir wissen — Recht und Pflicht ist. Und darum hat der gerechte Gott, der uns alle erschaffen hat, angeordnet, daß wir zur Strafe für unsere Sünden alle sterben und so werden sollen, wie das Gerippe dort im Winkel.“

Marie blickte verstohlen hin, während tiefes Entsetzen sich auf ihrem Gesicht malte.

„Du brauchst dich aber nicht zu fürchten, Marie“, fuhr er fort. „Gott hatte die Menschen, die er selbst erschaffen hatte, zu lieb, als daß er wollte, daß sie immer tot blieben. Daher geschah es an einem Abend, wie dem heutigen, daß ein armes kleines Kind geboren und in Lumpen gehüllt, wie du es jetzt bist, Marie, in eine Krippe gelegt wurde. Und die Engel kamen vom Himmel herunter, von schönen Flügeln getragen, und knieten vor dem kleinen Kinde in der Krippe und hießen alle Menschen daselbe tun, denn es sei Jesus, Gottes eingeborener Sohn, der so arm und gering auf die Welt kam, um alle Menschen vom Tode zu erretten und ihnen ein viel schöneres und seligeres Leben zu schenken als das, das uns hier geschenkt ist, wenn sie ihn nur lieben und alle Tage danach streben wollten, gut und fromm zu werden. Und darum freut die ganze Erde sich an jedem heiligen Christabend, denn dann kommt Jesus wieder, und die Engel bringen allen, die ihn lieben und gut und fromm sind, Friede und Freude.“

Der Wind strich rauschend am Fenster vorüber, und der Doktor wies dorthin, indem er fortfuhr: „Hörst du Marie, das sind die Flügel der Engel, die das Fenster streifen. Jetzt bringen sie auch uns beiden, die wir hier so allein sitzen, die frohe Botschaft vom Christkinde; wir brauchen ihm nur unser Herz aufzutun und darauf zu achten, daß es zu seiner Ehre rein und fromm und gut werde, und nicht wahr, das wollen wir tun, Marie?“

Die Stimme des Doktors zitterte, und als er schwieg, legte er der Kleinen die Hand liebevoll aufs Haupt. Er hatte zu dem Kinde geredet, einfach und einfältig, aber indem er dies tat, klang eine Saite, die während vieler Jahre verborgen und vergessen auf dem Grunde seines Herzens geruht hatte, plötzlich an und ergriff es mit seltsamer Gewalt, so daß es wieder ganz weich und kindlich wurde. Und das arme Kind, das, in Lumpen gehüllt, an seiner Seite saß, blickte ihn mit Tränen in den Augen an und gab ihm das Versprechen, das er von ihm gefordert hatte.

Dann trat die Haushälterin ein, um das ihrige zu der Feier des Tages beizusteuern. Und Marie vergaß ihre Bewegung, um mit großen Augen die nie gekannten Vorbereitungen zum Mahle zu betrachten, und der Doktor erhob sich, froh und leicht ums Herz, um seinen Pflichten als Wirt seinem seltsamen kleinen Gaste gegenüber nachzukommen. Die Gerichte, die Marie sich gewünscht hatte, waren da und noch manch andre, an die sie gar nicht gedacht hatte, und obgleich sie nur einen Arm zur Verfügung hatte, langte sie doch mit dem ganzen Eifer zu, den die Sache verdiente.

„Schmeckt es Dir?“ fragte der Doktor.

„Ja, das kannst du glauben“, lautete die beruhigende Antwort, und die Kleine bestätigte die Wahrheit ihrer Worte durch die Tat. Was aber den Doktor betraf, so läßt es sich nicht leugnen, daß er seine Pflichten den schmackhaften Speisen gegenüber in schändlicher Weise vernachlässigte, und zwar aus lauter Freude über die Leistungen der kleinen Marie. — —

Aber alles im Leben hat ein Ende, eine Weihnachtsmahlzeit somit auch; und als es so weit gekommen war, sah der Doktor unschlüssig zu seiner kleinen Freundin hinüber und fragte, was sie jetzt wohl anfangen sollten.

„Spielen, natürlich“, lautete die Antwort.

„Das versteht sich“, bestätigte der Doktor, sah aber dabei nicht so aus, als sei er seiner Befähigung nach dieser Seite hin so ganz sicher. „Aber was wollen wir denn spielen, Mariechen?“

Und Mariechen gab sich einen Augenblick ruhigem Nachdenken hin, worauf sie den Kopf auf die Seite legte und, zu dem Doktor aufblickend, sagte: „Wollen wir nicht was spielen, als wenn wir Pfeffernüsse hätten, denn du hast doch wohl keine?“

„Aber Kind, du hast ja recht“, rief der Doktor aufspringend. „Weihnachten ohne Pfeffernüsse feiern wollen, hieße ja die reine Torheit! Warte ein wenig, dann werde ich selbst welche holen. Bleibe aber so lange ruhig sitzen.“

Und fort lief der gefezte alte Junggeselle, um Pfeffernüsse zu holen, so eifrig, als gelte es das Wohl und Wehe eines seiner Kranken.

Als er zurückkehrte, da hatte er aber nicht bloß Pfeffernüsse mitgebracht, sondern auch einen richtigen kleinen Christbaum, — den ersten, den die Wohnung des einsamen Doktors je gesehen hatte — und verschiedene andere Herrlichkeiten noch, die er vor den erstaunten Blicken des Kindes ausbreitete. Und nun brauchte er sich den Kopf nicht länger zu zerbrechen, womit sie sich den übrigen Teil des Abends beschäftigen sollten; denn Marie unterhielt sich vorzüglich und lachte so herzlich, daß die Haushälterin nahe daran war, vor Neugier zu bersten, denn zu gern hätte sie gewußt, was da drinnen eigentlich vorging. Und der gelehrte Doktor fand an Mariens harmlosem Geplauder eine Unterhaltung, wie er sie nie geahnt hätte, und lachte aus aufrichtigem Herzen mit.

Und als er inmitten dieser Freude sich selbst wieder fand, war der Abend dahin. Da sah er sich in seiner Stube um und dachte daran, wie vergnüglich der Weihnachtsabend vergangen war, der so trübselig angefangen hatte, und wie er in der Freude eines armen Kindes die seinige in so reichem Maße gefunden hatte.

„Ich meinte“, dachte er weiter, „gut gegen die Kleine zu sein, und sie hat mir viel mehr gegeben, als ich ihr gab. Ihr unschuldiges Gesichtchen verscheuchte die Finsternis in meiner Stube, es bahnte dem milden Licht des Weihnachtsevangeliums den Weg zu meinem Herzen, und es lockte das Lächeln auf meinen Lippen hervor, als sie fast verlernt hatten, zu lächeln. Du heiliges

Kind aus dem Stalle zu Bethlehem, du selbst warst es, das sie mir im Kleide der Armut sandtest, das du geweiht und geadelt hast.“

Er setzte sich wieder neben Marie und sagte in sanftem, wehmütigem Tone: „So, Kind, jetzt ist unser Weihnachtsabend zu Ende.“

Einen Augenblick saß sie still da, dann schlang sie ihren gesunden Arm um seinen Hals und flüsterte, während ihr die Tränen in die Augen traten: „Darf ich bei dir bleiben?“

„Davon wollen wir morgen sprechen, Marie“ antwortete er lächelnd, und dann küßte Marie ihn, streichelte ihm die gefurchte Wange, lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter und schlief ein.

Und so kam es, daß der alte Junggeselle geküßt und geliebt wurde, ebensowohl wie die Tante des Großkaufmanns, und so feierten der mürrische Dr. Pinneberg und das arme kleine Bettelmädchen Weihnachten miteinander, und der Herr der Weihnachten blickte ebenso freundlich auf sie herab, wie auf die zahlreichste und strahlendste Familie, die den heiligen Abend feierte.

Das Jahr 1902 — ein Eisenbahn-Jubiläum.

Der 6. Oktober 1829 wird meist als der Geburtstag der Lokomotive bezeichnet: an diesem für das gesamte Verkehrsweisen der Kulturvölker ewig unvergeßlichen Tage legte ja die Lokomotive „Rakete“ der beiden Stephenson, Vater und Sohn, die erste Probe ihrer praktischen Brauchbarkeit auf einer Bahnstrecke in der Ebene von Rainhill ab.

Fern sei es von uns, den Ruhm der unsterblichen Stephenson verkleinern zu wollen. Die „Rakete“ war ohne jeden Zweifel die erste Lokomotive, die bedeutende Zugkraft mit großer Schnelligkeit verband. Ihre Konstruktion war so einfach und so genial, daß die Grundzüge des Baues sich, trotz aller Vervollkommnung im einzelnen, noch heute in jeder Lokomotive wiederfinden.

Georg Stephenson, der Vater, hatte die Lokomotive erdacht, die die Menschen fünfmal schneller durch die Welt trug, schrieb M. M. von Weber; Robert Stephenson, der Sohn, verdoppelte ihre Gilkraft und verzehnfachte ihre Fähigkeit, Lasten zu ziehen —

„Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr!“

Aber Georg Stephenson sprach es in seiner bescheidenen Weise auch selbst aus: „Die Lokomotive ist nicht die Erfindung eines Mannes, sondern einer Nation Mechaniker.“

Darum sei es uns gestattet, eines Jubiläums zu gedenken, das mit der Erfindung der Lokomotive in engem Zusammenhang steht: hundert Jahre sind heuer verfloßen, seit die Idee geboren wurde, einen durch Dampf getriebenen Wagen auf einem Schienengeleise zu bewegen. Richard Trevithick, ein englischer Bergwerksingenieur, — sein Name ist heute wohl nur denen bekannt, die sich mit der Geschichte der Technik beschäftigen — und sein Freund Andrew Vivian waren es, die im Jahre 1802 um ein Privileg eintraten für Dampfwagen auf Schienengeleisen.

Für uns hat sich im vergangenen Jahrhundert der Begriff Eisenbahn mit dem der Dampflokomotive so eng verknüpft, daß wir ganz vergessen haben, daß es Schienengeleise längst vor der Erfindung der Lokomotive gab. Steingeleise kannten bereits die alten Römer, hölzerne Geleise für Pferdebetrieb fanden in deutschen Bergbaudistrikten schon vor 300 Jahren Verwendung; durch Harzer Bergleute, welche die Königin Elisabeth